

Eine Wunderwelt ohne Leben

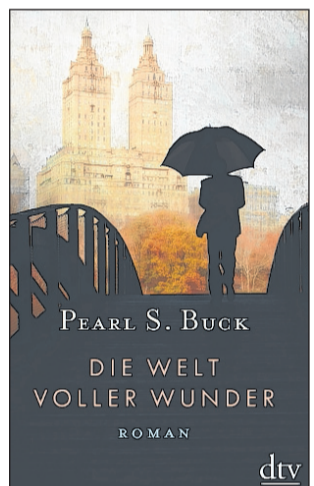
VON STEPHANIE LUBASCH

Die Entscheidung war damals umstritten. Als die US-Amerikanerin Pearl S. Buck (1892–1973) 1938 den Literaturnobelpreis verliehen bekam, monierten Kritiker, ihre Arbeiten seien literarisch wertlos und zählten eigentlich zur Trivialliteratur.

Mehr als 80 Werke hat Pearl S. Buck unter eigenem Namen und einem Pseudonym veröffentlicht. Bekannt geworden ist die immer wieder in China lebende Autorin für ihre detaillierten Schilderungen des bäuerlichen Lebens dort. Daheim in den USA ist 40 Jahre nach ihrem Tod nun ein letzter Roman veröffentlicht worden, dessen Manuskript erst 2012 in einer Lagerhalle in Texas entdeckt worden sein soll. Möglicherweise hatte die Autorin das Buch kurz vor ihrem Ableben beendet.

„Die Welt voller Wunder“ heißt Pearl S. Bucks Vermächtnis, das dtv nun auch auf Deutsch herausgebracht hat. Und wer es liest, kann noch heute ein wenig mit den Nobelpreisjury-Kritikern von einst mitfühlen.

Erzählt wird die Geschichte des hochbegabten Mann, dem es um nichts anderes geht, als fortwährend Wissen in sich aufzunehmen. Klar, dass er damit schon als Kind aneckt. Wirklich unter den Anfein-



dungen zu leiden aber scheint er nicht. Alles hier ist eben so fein komponiert, dass selbst die Ecken und Kanten des Lebens nicht geeignet scheinen, um sich daran zu stoßen. Und wenn doch, dann gibt es auch dafür wieder eine tolle Erklärung aus der Weisheitskiste. Mag einen die ungewöhnliche Geschichte Ranns anfangs noch interessieren, geht einem mit zunehmender Lektüre diese behauptete Wunderwelt nur noch auf die Nerven – fehlt ihr doch vor allem eines: richtiges Leben!

Pearl S. Buck: „Die Welt voller Wunder“, aus dem Englischen von Britta Mümmeler, dtv, 368 S., 19,90 Euro

Adamskostüm und Norwegerpulli

Dass sich „Reflexionen über Formen der Bekleidung nicht nur auf die Sphären von Laufsteg, Schaufenster und Glamour-Journal beschränken“, wie es die Herausgeber Christine Kutschbach und Falko Schmieder formulieren, zeigt ihr kurzweiliger und lesenswerter Band „Von Kopf bis Fuß“. 50 Kurzesays haben sie dafür zusammengetragen, die sich mit Gagarins Raumanzug ebenso befassen wie mit der Kulturgeschichte des Tutus, der Kleiderordnung im Theater und der Tradition des Norwegerpullover. Hübsche Illustrationen vertiefen zudem Auslassungen zum Beispiel über das „Adamskostüm“ und den „Dandy und seine Blume“. Ein gleichsam tiefesinniges wie unterhaltsames Lesevergnügen, das sich auch gut in kleinen Dosen genießen lässt. (lub)

Christine Kutschbach, Falko Schmieder (Hg.): „Von Kopf bis Fuß – Bausteine zu einer Kulturgeschichte der Kleidung“, Kadmos, 336 S., 24,90 Euro



Feindesland überall: Blick auf die jüdische Siedlung Pisgat Ze'ev im Osten Jerusalems, die mit einer Mauer vom palästinensischen Gebiet abgetrennt ist. Foto: dpa/Jim Hollander

Traurige Siedlungen

Der Journalist Ari Shavit erzählt eine vielstimmige und sehr persönliche Geschichte Israels

VON BORIS KRUSE

Es ist eine schicksalsträchtige Schiffahrt, von der Ari Shavit in „Mein gelobtes Land“ erzählt. Der britische Jurist Herbert Bentwich – es ist der Urgroßvater des Autors – bricht im Jahr 1897 mit einer Reisegruppe nach Palästina auf. Der Jude Bentwich, dessen Ahnen einst aus Osteuropa nach England gekommen waren, hat es dort zu Wohlstand gebracht. Er ist angesehen und verkörpert perfekt den weltläufigen Gentleman. Doch ihn treibt die Sorge, dass sich das Schicksal der Juden in Europa eines Tages verfinstern könnte. Also fährt er ins Gelobte Land, in einer Gruppe mit dem Schriftsteller Israel Zangwill und weiteren Intellektuellen. Wieder zurück in Europa, erstatten sie Theodor Herzl, dem Begründer des Zionismus, Bericht.

Ari Shavit erzählt von dieser Reise, die er als Einstieg in seine sehr persönliche Geschichte des Landes Israel wählt, mit geradezu literarischer Kraft. Diese Schiffahrt trägt im Keim schon die gesamte unlösbare Dramatik der Konflikte im Nahen Osten in sich, die bis heute fortwirkt. Tragödien, das ist seit der grie-

chischen Antike bekannt, bergen den Keim ihres Ausganges von Anbeginn in sich. Die Handelnden erahnen die Problematik ihres Tuns, und sie gehen doch sehenden Auges auf den Abgrund zu. Weil sie nicht anders können oder es nicht besser wissen.

In diesem Sinne beschreibt Shavits Buch eine Tragödie, wenn auch das Ende noch offen ist. Herbert Bentwichs Reise, die am Anfang der Erzählung steht, ist ähnlich geschildert wie die Forschungsreise des jungen Ethnologen in Claude Lévy-Strauss' Klassiker „Traurige Tropen“ von 1955. So wie sich der Forscher darin als – unfreiwilliger – Vernichter unberührter Zivilisationen inszeniert, während er sich per Schiff dem amerikanischen Süden nähert, so haftet auch dem Herannahenden Bentwichs an dem Hafen von Jaffa etwas Tragisches an. Denn dessen Erkundung Palästinas konnte wohl nur so euphorisch ausfallen, weil er die Existenz der arabischen Bevölkerung ausgeblendet hat.

Mit diesem Bild im Hinterkopf, ergibt sich eine neue Perspektive auf die Wegmarken, die den 1948 gegründeten Staat Israel prägen sollten und auf die

der Autor immer wieder zurückkommt: Das Aufkommen der Kibbuz-Bewegung während der britischen Mandatszeit. Der Sechs-Tage-Krieg 1967, in dem Israel die Luftwaffen von vier arabischen Ländern binnen Stunden vernichtet hat. Der Yom-Kippur-Krieg 1973, der beinahe in einer Niederlage geendet wäre. Die Machtübernahme durch den rechten Likud-Block im

Israel müsse lernen, mit dem Makel einer Besatzungsmacht zu leben, meint der Autor

Jahr 1977. Shavit argumentiert, dass diese Wegmarken doch nur den Blick auf das Grunddilemma des Staates verstellen: die Gründung der jüdischen Heimstatt, deren Berechtigung Shavit nie anzweifelt, ist nur um den Preis der Vertreibung der arabischen Bevölkerung zu erreichen gewesen. Israel muss mit dem Makel leben, eine Besatzungsmacht zu sein. Koexistenz? Eine Fiktion. Daran, so Shavit, würde auch ein Zurückweichen auf die Grenzen von 1967 nichts ändern.

Aber, ganz nebenbei: an die Zweistaatenlösung glaubt laut diesem Buch ohnehin kaum noch jemand. Ari Shavit trägt aus vielen Eindrücken eine bange Zukunftsprognose für sein Land zusammen. Zu groß die Probleme, die dem Staat auch aus dem Inneren drohen: durch die demographische Entwicklung und eine zerklüftete Gesellschaft. Für den Autor, geboren 1957, ist dies ein schmerzliches Herzenthema. Als Student der Friedensbewegung nahestehend, begann Shavit Mitte der 90er-Jahre für die linksliberale Zeitung Haaretz zu schreiben. Und arbeitete sich in den Folgejahren an vielen Lebenslügen des Staates ab.

Für „Mein gelobtes Land“ trifft der gut vernetzte Journalist sich mit Vertretern unterschiedlichster Gruppen – mit dem Schriftsteller Amos Oz, der ein halbes Jahrhundert lang im Kibbuz gelebt hat. Mit Yossi Beilin, dem einstigen Hoffnungsträger der friedensbewegten Linken. Mit Aryeh Deri, dem strafrechtlich verurteilten Steuermännchen von der ultraorthodoxen Schas-Partei. Mit Vertretern der radikal-nationalistischen Siedlerbewegung. Und mit Palästinensern,

die fast 70 Jahre nach der Vertreibung noch von der Rückkehr in ihre alten Dörfer träumen.

Shavit schildert die Umstände der Gespräche, und er reflektiert seine eigenen Gefühle dabei. Er verhehlt nicht die Abneigung, die er gegenüber Positionen wie der der Siedlerbewegung hegt. Aber indem er diese Vorbehalte artikuliert und seine Gesprächspartner gezielt damit konfrontiert, kann er herausdestillieren, wo solche randständigen Positionen ihren Ursprung und vielleicht sogar einen Funken Berechtigung haben.

Wer nur ein Buch lesen will, um sich in Sachen Nahostkonflikt auf den aktuellen Stand zu bringen, ist mit diesem gut bedient. Wer mehr weiß, wird hier eine hintergründige, ausgewogene und spannende Schilderung finden. In vielerlei Hinsicht mag die Geschichte, die darin erzählt wird, Züge einer Tragödie haben. Aber eine, die noch nicht zu Ende gespielt ist.

Ari Shavit: „Mein gelobtes Land. Triumph und Tragödie Israels“, aus dem Amerikanischen von Michael Müller und Susanne Kuhlmann-Krieg, C. Bertelsmann, 592 S., 24,99 Euro

Pamuntjaks indonesisches Epos

VON UWE STIEHLER

Zum ersten Mal ist mit Laksmi Pamuntjaks „Alle Farben rot“ ein indonesischer Roman auf Deutsch erschienen, der sich mit den Folgen der Suharto-Diktator auseinandersetzt. Die Autorin, die in ihrem Land als Essayistin, Lyrikerin und Journalistin geschätzt wird, schreibt über eine Frau, die nach dem Mann sucht, der die Liebe ihres Lebens war und der in eine Strafkolonie auf eine entlegene Insel verschleppt wurde.

Das Interessante an diesem Roman, den Laksmi Pamuntjak zu einem modernen indischen Epos formte, sind die Fäden zwischen der blutigen Vergangenheit und einer Gegenwart, die das Unrecht und die Angst der Suharto-Zeit überspielt, aber noch immer daran krankt.

Als 1965 in Indonesien linke Offiziere putschten, Suharto den Aufstand niederschlug und Zehntausende ohne Gerichtsverfahren verhaften ließ – vor allem linke Intellektuelle – wurden auch Amba und ihr Freund getrennt. Erst 30 Jahre



Laksmi Pamuntjak Foto: dpa

später findet sie seine Spur auf der Gefangeneninsel Buru wieder ...

Ergreifend erzählt Pamuntjak von dieser Liebe und den emotionalen Deformationen, die die Diktatur hinterließ und von dem Gift des Misstrauens, das noch immer in der Gesellschaft steckt. Und sie führt uns behutsam durch ein Land, in dem die unterschiedlichen religiösen und sozialen Milieus gefährlich gegeneinander schwingen. Mit diesem Debüt ist der Autorin ein großer, erhellender Roman gelungen.

Laksmi Pamuntjak: „Alle Farben rot“, aus dem Indonesischen von Martina Heinschke, Ullstein, 670 S., 24 Euro

Tante Fés unterhaltsame Dialektik

Hans Magnus Enzensberger entwirft mit „Immer das Geld“ einen munteren Wirtschaftsroman

VON UWE STIEHLER

Hans Magnus Enzensberger schreibt über das Geld. Wie und warum es in die Welt kam, und dass es selbst Experten schwer fällt zu erklären, was Geld eigentlich genau ist. Es gibt ja eine Menge davon: Bargeld, Kreditgeld, Transfer-, Termin-, Giral- und Computergeld. Er schreibt über Banken, die sich bei kostspieligen Schweinereien verzocken und wieder und wieder vom Geld der Steuerzahler gerettet werden, weil sie systemimmanent sind. Über Steuern schreibt er auch, und dass Politiker, wenn sie von Steuergeschenken sprechen, so tun, als wäre das ihr eigenes Geld, was sie da verteilen wollen.

Was es seiner Meinung nach Wichtiges und Grundlegendes über den Segen und den Fluch des Geldes zu sagen gibt, hat er in einem Buch zusammengefasst, das „Immer das Geld!“ heißt und „Ein kleiner Wirtschaftsroman“ zum Untertitel hat.

Darin erzählt Felicitas – eine junge Frau, die gerade ihr Abitur macht –, wie sie und ihre Geschwister von Tante Fé Nachhilfestunden in Sachen Geld bekommen. Fé, eigentlich Felicitas wie ihr Patenkind, ist nicht nur schwer reich, sondern auch von Geheimnissen umflort. Jedes Mal, wenn sie in der Stadt ist, lädt sie Felicitas und deren



Geld befreit und versklavt: Warum das so sein muss, auch darüber denkt Hans Magnus Enzensberger nach. Foto: dpa/Marcus Brandt

Geschwister Fabian und Fanny zu sich ins Hotel ein. Sie wohnt natürlich in einem der edelsten und teuersten. Die Kinder finden diese Ausflüge ins Luxusleben cool, weil der Zimmerservice immer so leckere Sachen bringt. Aber sie lassen sich doch nicht korrumpieren und zeigen sich als unabhängige Geister, wenn Fé mit ihnen über Ban-

ken, die Börse, Märkte und Karl Marx parliert – nach klassischem rhetorischem Muster von Rede und Gegenrede. Dialektik nennen die Philosophen diese Untersuchungsmethode. Enzensberger hat sich einen Spaß daraus gemacht, aus der Dialektik des Geldes eine unterhaltsame Familiengeschichte zu machen. Sie erzählt von den Federmännern, die

gerade so über die runden kommen, während Fé sich ihre Extravaganzen leistet.

Die Tante veranstaltet mit den Kindern ein Bildungsprogramm, das sie bis in eine zwielichtige Absteige im tschechischen Grenzgebiet führt. Dort lernen die Kinder, dass es Prostituierte gibt, die sich nach unten und solche, die sich nach oben schlafen und das Geld genauso befreit, wie es versklavt. Enzensberger erzählt das ohne belehrende Zerknirschtheit. Er zieht die Position des unbedarft Staunenden vor. So bekommt sein „kleiner Wirtschaftsroman“ trotz des belasteten Themas etwas Heiteres, Munteres.

Franz Greno hat dieses Buch aufwendig gestaltet, der Verlag spricht von „inszeniert“. Das wirkt wie eine Bild-Text-College. Hübsch sind auch die vielen Zitate an den Seitenrändern, die aus Tante Fés am Ende nochmal zusammengefassten Aphorismenschatz stammen. Da stößt man zum Beispiel auf Johann Nepomuk Nestroys Satz „Die Phönizier haben das Geld erfunden. Aber warum so wenig?“ Oder auf den EU-Kommissar Jean-Claude Juncker: „Wenn es ernst wird, muss man lügen.“

Hans Magnus Enzensberger: „Immer das Geld. Ein kleiner Wirtschaftsroman“, inszeniert von Franz Greno, 237 S., 22,95 Euro

Deprimierendes Sorglos-Paket

David Foster Wallace auf Kreuzfahrt

VON WELF GROMBACHER

Die Versuchsanordnung hat was: Ein hochdepressiver Misanthrop wird auf Luxuskreuzfahrt geschickt, auf welcher der Reiseveranstalter damit wirbt, den Passagieren sämtliche Sorgen abzunehmen. So geschah im März 1995 als das Harper's Magazine David Foster Wallace damit beauftragte, über seinen einwöchigen Aufenthalt auf dem Traumschiff „Zenith“ zu schreiben. Die Reportage begründete den Erfolg des amerikanischen Autors, der sich 2008 umgebracht hatte.

Nachdem zuletzt eher fragwürdige Texte von Foster Wallace veröffentlicht wurden, die den Mythos des „Selbstmordtypen“ ausschalteten, lohnt die Lektüre von „Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich“, das gerade als Taschenbuch erschienen ist. Natürlich muss das heikle Experiment schiefgehen, das Rundum-Sorglos-Paket der Chartergesellschaft stürzt den Schwarzseher David Foster Wallace nur tiefer in die Krise. Der Luxus überspielt für ihn die Sinnlosigkeit des Lebens nur für ein paar Tage.

Beim Anblick seiner Landsleute, die in teuren Sandalen in bitterarmen Hafenstädten einfallen, bekommt er Gewissensbisse. Und als er als einziger

mit einem einfachen T-Shirt beim Dinner sitzt, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass man bei tropischen Temperaturen wirklich „Abendgarderobe“ trägt, möchte er am liebsten über Bord springen. Nicht selten entspringt der beste Humor tiefer Traurigkeit. Das ist auch bei David Foster Wallace so. Er staunt darüber, dass die Stimme der weiblichen Durchschneider selbst auf Deutsch ihr „postkoitales Timbre“ behält, und wundert sich auch sonst über allerlei: „Ich habe erfahren, wie Sonnenmilch riecht, wenn sie auf 21000 Pfund heißes Menschenfleisch verteilt wird ... Ich habe 500 amerikanischen Leistungsträger beim Ententanz zugeschaut ... Ich habe sehr viele fast nackte Leute gesehen, die ich lieber nicht fast nackt gesehen hätte“.

Dass er bei der „Endausscheidung um die schönsten Männerbeine“ den dritten Platz holt, macht das ganze Elend nicht besser. Die fatalistisch-komische Reportage von David Foster Wallace sei allen wärmsstens empfohlen.

David Foster Wallace: „Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich“, aus dem Englischen von Marcus Ingendaay KiWi, 176 S., 7,99 Euro